

Marion Griffiths-Karger wurde 1958 in Paderborn geboren. Dort studierte sie Literatur- und Sprachwissenschaften, bevor sie als Werbetexterin tätig war. Seit über zwanzig Jahren lebt sie mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern bei Hannover, arbeitet als Lehrerin und schreibt Krimis. Unter dem Pseudonym Rika Fried veröffentlichte sie zwei Romane.

MARION GRIFFITHS-KARGER

Die Tote am Kröpcke

Der vierte Fall für Charlotte Wiegand

NIEDERSACHSEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

EINS

Die Räder des Koffers ratterten über das Pflaster. Wenn sie sich beeilte, würde sie den Zug noch erwischen. Sie beschleunigte ihre Schritte. Dass ihre Tochter aber auch immer alles auf die letzte Minute organisieren musste. Sie war schließlich nicht mehr die Jüngste. Als ob ihr das so leichtfiele, in aller Herrgottsfrühe die Koffer zu packen und zum Bahnhof zu hetzen. Na wenigstens regnete es nicht.

Das war ja schon fast ein Geschenk, wenn man an das Wetter der letzten Tage dachte. Es hatte nur geschüttet, und die Straße war immer noch feucht, obwohl die Nacht doch trocken gewesen war. Sie sah auf die Uhr. Nur noch knapp fünfzehn Minuten, aber sie war schon fast am Kröpcke. Das war wirklich eine gute Idee gewesen, in die Innenstadt zu ziehen. Da war sie nah an allem dran, vor allem am Bahnhof. Konnte von hier aus gleich nach Berlin fahren, und musste nicht mal umsteigen.

Wenn sie denn nach Berlin fahren wollte, dazu kam sie ja gar nicht, und wenn sie ehrlich war, machte ihr so eine riesige Stadt auch Angst. Früher, als Leopold noch gelebt hatte, da hatten sie manche Reise unternommen, sogar bis nach Südtirol waren sie gefahren, allerdings mit dem Bus.

Sie überquerte den Opernplatz und warf einen flüchtigen Blick in die Auslagen von Peek & Cloppenburg. Die Stadt war noch leer, nur einer von diesen Pennern kam gerade die Treppe der Passerelle, oder wie die jetzt hieß, herauf. Und – Gerlinde Vormbeck blieb einen Moment stehen und kniff die kleinen grauen Augen zusammen – an der Kröpcke-Uhr saß jemand und schlief. War das etwa eine Frau? Meine Güte, wie tief konnte man sinken.

Gerlinde beschloss einen großen Bogen um die Kröpcke-Uhr zu machen. Am Ende hatte die noch irgendeine ansteckende Krankheit, und das fehlte ihr ja gerade noch, wo sie doch ihren Enkelsohn hüten sollte. Eine ganze Woche lang. Katjas Tagesmutter war krank geworden.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: fotolia.com/Emanuel Kluge

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-95451-147-1

Niedersachsen Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons: Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Tja, als Gerlinde noch jung war, war das alles einfacher gewesen. Da wohnten Oma und Opa noch mit im Haus und konnten gut mal auf die Kinder aufpassen. Aber wenn sie ehrlich war, das war auch nicht immer das Gelbe vom Ei gewesen. Gerlinde ratterte an der Uhr vorbei und warf der Frau einen scheuen Blick zu.

Du lieber Gott, das war ja noch ein halbes Kind, und bewegt hatte sie sich auch noch nicht. Ob die irgendwas genommen hatte? Drogen oder was? Und was hatte die für'n komischen Umhang um? Das sah ja aus wie ein Badetuch, und das bei diesen Temperaturen. Na gut, es war Frühling, und sie selbst war vielleicht ein bisschen empfindlich, aber es waren doch höchstens fünfzehn Grad.

Gerlinde wurde unsicher. Ob die Hilfe brauchte? Sie sah sich um. War denn kein Mensch unterwegs, der sich darum kümmern konnte? Nein, aber es war ja gerade mal halb sechs. Gerlinde brummte ärgerlich und blieb ungeschlüssig stehen. Man konnte sie einfach wecken und dann verschwinden. Sie ließ ihren Koffer fallen, war keiner da, der ihn klauen konnte, und ging bis auf drei Meter zu dem Häuflein Mensch, das bewegungslos vor der Kröpcke-Uhr hockte, hinüber.

»Hallo!«, rief sie aus sicherer Entfernung. »Brauchen Sie Hilfe?«

Keine Reaktion. Das war wirklich ein Badetuch. Ein großes rosa Badetuch, das das Häuflein fast vollständig verdeckte. Nur ein kleines Gesicht mit strähnigem dunklem Haar war zu sehen. Die Augen waren geschlossen. Menschenskind, dachte Gerlinde, das Mädchen konnte höchstens sechzehn oder siebzehn sein. Und sie vertrödelte hier ihre Zeit. Sie ging auf das Kind zu und stupste an seine Schulter.

»Hallo, was ...« Gerlinde kam nicht mehr dazu, ihre Frage auszuformulieren, denn das Häuflein kippte sachte zur Seite.

Zum Vorschein kamen nackte Füße mit schmutzigen Sohlen. Gerlinde legte erschrocken die Hände an die Wangen, blickte auf das reglose Bündel Mensch. Sah sich dann noch mal um und kam zu dem Schluss, dass es angebracht wäre, um Hilfe zu rufen.

Und das tat sie dann auch.

In der Wohnung im dritten Stock der Hausnummer 14a in der Gretchenstraße im hannoverschen Stadtteil List herrschte tiefer Friede. Aus dem geräumigen Schlafzimmer drangen gleichmäßige Atemzüge, die nur teilweise geschlossenen Jalousien malten ein Streifenmuster aus Licht an die Wand. Eine antike Standuhr aus Rosenholz, der ganze Stolz der weiblichen Bewohnerin, nährte diesen Frieden vom gegenüberliegenden Wohnzimmer aus mit unermüdlichem freundlichem Ticken, das durch die geöffneten Türen ins Schlafzimmer drang und eine fast hypnotische Wirkung auf die Bewohner ausübte.

Der dunkle Gongschlag verkündete die sechste Stunde dieses Montagmorgens im Mai, und im selben Moment surrte ein Handy. Jemand verschluckte sich und begann zu husten. Charlotte Wiegand erhob sich langsam und fuhr im Halbdunkel mit ihrer Hand über ihr Nachttischchen. Ein Glas fiel klirrend um, glücklicherweise leer. Sie erwischte ihr Handy.

»Ja«, sagte sie heiser und ließ sich wieder aufs Bett fallen. »Hm«, brummte sie, und »okay, in einer halben Stunde.«

Sie erhob sich und rieb sich über die Augen. »Wieso immer am Montag?«, murmelte sie.

»Was ist los?«, fragte eine Männerstimme.

»Eine Tote an der Kröpcke-Uhr«, erwiderte Charlotte und griff sich an die Stirn. Meine Güte, konnten die Leute nicht mehr im Bett sterben? Und am Dienstag oder Mittwoch? Sie stand auf und ging über die knarrenden Dielen ins Bad.

Es gab Momente, da beneidete sie Rüdiger, ihren Kollegen und Lebensgefährten, um sein momentanes Handicap. Dies war so einer. Er plagte sich nämlich seit fünf Wochen mit einem Bänderriss herum, den er sich bei einer wenig rühmlichen Verfolgungsjagd zugezogen hatte. Er selbst wollte allerdings nicht darüber sprechen, war mit seiner Behinderung und sich selbst höchst unzufrieden und denkbar schlecht gelaunt. Stakte ruhelos auf seinen Krücken durch die Wohnung auf der Suche nach Beschäftigung – zugegeben, er war erstaunlich flink damit unterwegs –, aber im Haushalt ließ sich nicht so leicht eine Beschäftigung finden, wenn man Krücken mit sich herumschleppte.

Charlotte schlurfte ins Bad. Als sie sich die Zähne putzte, musterte sie im Spiegel eine übermüdete dunkelhaarige Frau mit blauen Augen. Sie strich die Haare an den Schläfen zurück und schätzte mit herabgezogenen Mundwinkeln die Länge des grauen Haarabschnitts am Ansatz ab. Das Ergebnis war nicht dazu angetan, ihre Laune zu heben. Sie brauchte unbedingt eine neue Tönung.

Wenig später stand sie in Jeans und T-Shirt – vielleicht sollte sie einen Blazer überziehen, es war ziemlich kühl – in ihrer geräumigen Küche und nippte an einem Kaffee. Rüdiger kam hereingehüpft und hielt sich am Türrahmen fest.

»Soll ich mitkommen?«, fragte er und fuhr sich durch die Haare.

Charlotte stand an der Arbeitsfläche und musterte ihren Freund lächelnd. Er war gerade aus dem Bett gestiegen und lehnte nun in Boxershorts, den geschienten Fuß angehoben, im Türrahmen. Die leicht angegrauten, vollen Haare reckten sich in alle Richtungen, und die Figur ... mmh – immer noch lecker.

»Nee«, sagte Charlotte und stellte ihre Kaffeetasse weg, »das schaff ich schon alleine.«

An der Kröpcke-Uhr erwartete Charlotte ein Menschaufmarsch. Ihre Kollegen von der Schutzpolizei versuchten mühsam, das Publikum – Charlotte sah tatsächlich einen älteren Herrn mit einem Fernglas hinter der Absperrung stehen – zurückzudrängen.

Da es in der Innenstadt von Hannover, so wie in jeder anderen Großstadt auch, naturgemäß nie freie Parkplätze gab – auch nicht zu dieser frühen Stunde –, hatte sie ihren funkelneuen Golf kurzerhand auf dem Opernplatz geparkt. Sie zog ihren dunkelblauen Blazer enger um die Schultern und schubste die Gaffer, die ihr im Weg standen, unwirsch zur Seite. Es war ein trüber Montagmorgen. Der Frühling hatte sich bisher von der sparsamen Seite gezeigt, und die wenigen warmen Sonnentage hatte Charlotte größtenteils mit Blick auf die blühenden Ahornbäume vor ihrem Büfenster an der Waterloostraße genießen müssen.

Sie erkannte Dr. Wedel, den Rechtsmediziner, der in seiner obligatorischen schwarzen Kluft neben der Uhr stand und über seinen ausladenden Bauch hinweg ein rosa Häuflein zu seinen Füßen betrachtete. Kramer von der Spusi fotografierte. Kollege Schliemann, der Bergheim vertrat, war noch nicht vor Ort.

»Morgen«, sagte Charlotte, ohne den Blick von dem Badetuch zu wenden, aus dem ein Kopf mit strähnigem schwarzem, offensichtlich gefärbtem Haar hervorlugte.

»Morgen«, erwiderte Wedel und klopfte mit seiner Rechten auf Charlottes Schulter. Die wich unwillkürlich zurück, und Wedel rückte schmunzelnd seine neue Hornbrille zurecht. Es hatte ihm schon immer Spaß gemacht, Polizisten zu schockieren und Charlotte im Besonderen. Sie konnte von Glück reden, dass er ihr mit seiner behandschuhten Hand, die eben noch die Leiche untersucht hatte, nicht die Wange getätschelt hatte.

Charlotte betrachtete das rosa Gebilde. Kleine nackte Füße schauten unter einem Flanellnachthemd hervor, das bis zu den Knöcheln reichte. Der Körper lag zusammengekauert am Fuß der Uhr, die Hände im Badetuch festgekrallt, die Arme um die angewinkelten Knie gelegt.

»Was ist hier passiert?«, fragte Charlotte, ohne den Blick von der Toten zu nehmen.

»Das wüsste ich auch gern«, antwortete Wedel mit rauher Stimme.

Er schnaufte ein bisschen, und Charlotte fragte sich, wieso er als Mediziner so wenig Rücksicht auf seine Gesundheit nahm. Sie schätzte sein Gewicht auf hundertfünfzig Kilo oder mehr.

»Also«, schnaufte Wedel weiter, »das Mädchen ist vielleicht sechzehn Jahre alt, möglicherweise ein bis zwei Jahre älter.«

»Todesursache?«, wollte Charlotte wissen.

»Tja, dazu wollte ich gerade kommen, werte Frau Hauptkommissarin, denn das ist wirklich seltsam.« Er beugte sich zu der Toten hinunter und deutete auf eine etwa pflaumengroße Platzwunde etwas oberhalb der Ohrmuschel. Blut klebte im Haar.

»Ist das die Todesursache?«, fragte Charlotte ungläubig.

»Das halte ich für unwahrscheinlich, obwohl sie ihr kurz

vor ihrem Tod zugefügt worden sein muss. Gestorben ist sie wahrscheinlich in den frühen Morgenstunden, gegen drei oder vier Uhr. Über die Ursache kann ich noch nichts sagen.«

»Das heißt, sie ist noch keine vier Stunden tot?«

»Genau.«

In diesem Moment sah Charlotte einen hochgewachsenen, schlanken Mann mit vollem dunklem Haar und Dreitagebart auf sie zukommen. Charlotte rümpfte die Nase.

»Morgen, Schliemann«, hieß sie ihn murrend willkommen.

»Morgen, Kollegin.«

Charlotte gab einen undefinierbaren Laut von sich. Sie war seine Vorgesetzte, aber irgendwie schien das noch nicht bei ihm angekommen zu sein. Er schien sie eher als jagdbares Wild zu betrachten, wie er das mit allen weiblichen Beamtinnen der KFI 1 zu tun pflegte. Dummerweise kam er bei den Kolleginnen entschieden zu gut an. Charlotte bezeichnete den zentralen Kriminaldienst insgeheim als Schliemanns Harem. Nur Rüdiger wusste davon, und der fand, dass sie maßlos übertrieb.

Charlotte hatte keine Lust, Schliemann ins Bild zu setzen. Sollte der sich seine Informationen selbst von Wedel besorgen. Sie ging in die Knie und betrachtete das Gesicht der Toten. Es war makellos, bis auf einen kleinen Aknepickel, der ihr Kinn verunzierte. Eine kindliche Stupsnase erhob sich über schmalen Lippen. Lange dunkle Wimpern rahmten die geschlossenen Lider. Ein Kind, dachte Charlotte. Ein Kind, das offensichtlich von zu Hause weggelaufen war. Einem Zuhause, das es schlecht behandelt hatte? So schlecht, dass es jetzt tot an der Kröpcke-Uhr lag.

Wie auch immer, dachte Charlotte und erhob sich. Wer immer für dieses Kind verantwortlich gewesen war, musste sich auf ein paar unbequeme Fragen gefasst machen.

Als Charlotte eine knappe halbe Stunde später ihr Büro betrat, wartete dort ein beunruhigter Kriminalrat Herbert Ostermann auf sie. Dass er beunruhigt war, erkannte sie, noch bevor er ein Wort gesagt hatte, denn er war mit auf dem Rücken verstrickten Armen vor ihrem Schreibtisch auf und ab gelaufen.

Allerdings hatte Charlotte keine Ahnung, wieso ihr Chef sich überhaupt noch aufregte, denn er befand sich sozusagen in seinen letzten Arbeitszügen. In zwei Wochen sollte er in den Ruhestand versetzt werden. Und dieser Tag sollte seiner Meinung nach würdig begangen werden. Seine Sekretärin, Frau Kaiser, war seit Wochen mit der Planung seiner Abschiedsfeier beschäftigt. Charlotte – und die meisten ihrer Kollegen – würden die Party allerdings erst nach Ostermanns Ausscheiden feiern. Aber davon wusste ihr Chef nichts, und das sollte auch so bleiben.

»Frau Wiegand«, empfing er seine Erste Hauptkommissarin und schloss die Tür hinter ihr, »ich habe schon auf Sie gewartet. Was hab ich da gehört von einem toten Mädchen am Kröpcke?«

»Richtig«, Charlotte warf ihre Autoschlüssel auf den Schreibtisch, »ein totes junges Mädchen. Mehr weiß ich auch noch nicht.«

»Das ist höchst ärgerlich, zu diesem Zeitpunkt«, murmelte Ostermann, und noch bevor Charlotte ihn fragen konnte, wann denn für ein junges Mädchen der richtige Zeitpunkt zum Sterben sei, fuhr er bereits fort: »Sie wissen, dass ich meinen Arbeitsplatz ...«, bei diesem Ausdruck hielt er einen Moment die Luft an, »aufgeräumt hinterlassen möchte. Sie bekommen jede Hilfe, die Sie brauchen, aber sorgen Sie um Himmels willen dafür, dass ich diese Dienststelle nicht mit dem ungeklärten Todesfall eines jungen Mädchens an meinen Nachfolger übergebe.« Er faltete die Hände vor der Brust und sah sie eindringlich an. »Sie wissen Bescheid. Ich verlasse mich auf Sie.«

Damit drehte er sich um ging leise hinaus.

Charlotte starrte einen Moment auf die geschlossene Tür und setzte sich dann schnaubend an ihren Schreibtisch.

»Als ob der sich jemals nicht auf mich verlassen hätte«, murmelte sie vor sich hin, nahm den Telefonhörer und rief ihre Mannschaft zusammen.

Hohstedt war natürlich noch nicht am Platze. Seitdem er Vater geworden war, hatte seine ohnehin dürftige Arbeitsmoral nochmals einen Dämpfer erlitten. Wenige Minuten später betrat sie mit einem Becher Kaffee in der Hand den Besprechungsraum, wo die Oberkommissare Thorsten Bremer, der

Computerspezialist der KFI 1, und Maren Vogt auf sie warteten. Stefan Schliemann war wohl noch nicht vom Kröpcke zurück.

»Also, ihr Lieben«, begann Charlotte, nachdem sie sich vorsichtig auf den äußersten Rand eines der unbequemen Stühle gesetzt hatte, die Ostermann im letzten Herbst neu hatte anschaffen lassen. Deren Sitzfläche war so kalt, dass Charlotte im Winter immer eine Zeitung als Kissen benutzt hatte, was ihr manchen spöttischen Blick ihrer Kollegen eingebracht hatte. »Hast wohl Angst, dir die Blase zu erkälten, was?«, hatte Martin Hohstedt gelästert. Aber Charlotte war das egal. Sollte Hohstedt sich doch die Eier abfrieren. Sie fand, dass Zeitungspapier wunderbar isolierte.

In diesem Moment betrat Schliemann Kaugummi kauend den Raum.

»Hey, Leute«, sagte er und tippte sich mit der Hand an die Schläfe, wie ein Offizier. Dann ließ er sich neben Charlotte auf den Stuhl fallen und zwinkerte Maren Vogt zu, die unter ihrem kurzen burgunderroten Haarschopf dezent errötete.

Charlotte drehte ungeduldig ihren Kaffeebecher, was auf dem Resopaltisch ein unangenehm schabendes Geräusch verursachte.

»Ach, Stefan«, begann sie, »gut, dass du da bist, dann kannst du deine Kollegen ja gleich mal aufklären.«

Schliemann guckte verdutzt. »Worüber soll ich die aufklären? Wir wissen ja noch gar nix.«

Charlotte seufzte. Maren kicherte.

»Also, um das Ganze abzukürzen. Wir haben ein totes Mädchen. Name und Herkunft unbekannt, scheint aber hier in Hannover gewohnt zu haben. Sie war nur mit einem Flanellnachthemd und einem Badetuch bekleidet. Alter etwa sechzehn bis achtzehn. Todesursache unbekannt. Allerdings hatte sie eine Platzwunde am Kopf. Das zumindest wissen wir schon mal«, sagte Charlotte und warf Schliemann einen scharfen Blick zu. »Du überprüfst also die Vermisstenmeldungen, und Thorsten, du kümmerst dich um den Spürhund. Maren, du kannst mal bei einem Juwelier nachfragen, ob dieser Ring uns irgendwas verrät.«

Sie zog ein Tütchen mit einem kleinen goldenen Ring, an dem zwei Delphine einen Kreis bildeten, aus der Jackentasche,

den sie dem Mädchen trotz Kramers heftigem Protest vom Finger gezogen hatte. Sie hätte das Tütchen beinahe fallen lassen, denn die Tür wurde aufgestoßen, und Martin Hohstedt stürmte ins Zimmer. Erschreckt starrten ihn alle an.

»Tut mir leid«, stotterte er, zog die Schultern hoch und schloss sanft die Tür. »War wieder 'ne schlimme Nacht.«

Charlotte runzelte die Stirn, während die anderen grinsten. Allerdings sah Hohstedt wirklich erbarmungswürdig aus mit seinen roten Augen und dem zerzausten langen Haar, das sich auf dem Oberkopf bereits lichtete. Seit Neuestem trug er auch einen Dreitagebart, wobei Charlotte nicht so genau wusste, ob er damit Schliemann kopierte oder vor lauter Erschöpfung nicht zum Rasieren kam, weil sein drei Monate alter Sohn eins von diesen Schreikindern war, wie er ständig allen vorjammerte. Charlotte favorisierte letzteren Grund, denn dass Hohstedt ein Schreikind produziert haben könnte, erschien ihr nicht vollkommen abwegig.

Noch bevor Hohstedt sich setzen konnte, stand Charlotte auf.

»Na, dann lass dich mal von deinem Kollegen informieren.« Dabei deutete sie auf Schliemann. »Ich fahre zur Rechtsmedizin. Wir treffen uns um fünf wieder hier.«

Damit war die Besprechung beendet, und die Beamten machten sich an die Arbeit.

Als Charlotte ihr Büro betrat, saß Bergheim am Computer, den geschienten Fuß neben dem Schreibtisch ausgestreckt, die Krücken lehnten am Aktenschrank.

»Was machst du denn hier? Solltest du dich nicht erholen?«, fragte Charlotte, während sie über die Krücken stolperte, die scheppernd umfielen.

Bergheim stieß einen langen Seufzer aus. »Ich bin so erholt, dass ich's kaum aushalte. Wann fährst du zu Wedel?«

»Jetzt gleich«, antwortete Charlotte und griff nach den Autoschlüsseln.

»Ich komm mit«, sagte Bergheim und stemmte sich aus seinem Stuhl.

Charlotte blickte ihren Freund und Kollegen liebevoll an. »Du weißt, dass das nicht geht. Du bist krankgeschrieben. Die eine Woche hältst du es schon noch ohne den ZKD aus, oder?«

»Nein«, erwiderte Bergheim, »ich habe tausend Realityshows, eine Million Quizsendungen, etliche Thriller und zwei Krimis gesehen. Schauderhaft.«

Bergheim schüttelte sich und hüpfte auf Charlotte zu, die ihm die Krücken reichte.

»Vielleicht solltest du es mal mit Lesen versuchen«, schlug Charlotte vor und hielt ihm die Tür auf. »Tom Sharpe, zum Beispiel. Der ist schön zynisch, den wirst du mögen.«

»Von mir aus«, brummte Bergheim und stakte hinter Charlotte den Flur entlang. »Hauptsache keinen Krimi.«

»So einen schon«, erwiderte Charlotte grinsend und nahm sich vor, das Buch heute Abend aus ihrer Krimisammlung herauszusuchen, die neben Georges Simenon, Poe und natürlich Agatha Christie auch Romane wie »Puppenmord« von Tom Sharpe enthielt.

Sie saß geduckt hinter dem langen Vorhang und biss an ihren Fingerspitzen herum. Die Nägel waren längst bis auf die wunden Kuppen abgekaut. Aber sie biss weiter, weil der Schmerz guttat. Seltsam, dachte sie noch, wie konnte Schmerz guttun? Vielleicht war sie nicht normal? Vielleicht war sie hier schon durchgedreht und wusste es bloß noch nicht? Sie klemmte die Lippen zwischen die Zähne und die Hände in die Achselhöhlen.

Da war es wieder. Die Klinke wurde hinuntergedrückt. Es war kaum zu sehen, weil sie keine Glühbirne in ihrer Lampe hatte und von dem trüben Tag da draußen nur wenig Licht durch das schmutzige vergitterte Fenster fiel. Es klopfte, und sie begann wieder zu kauen. Es hatte wenig Sinn, die Tür zu versperren, das wusste sie. Er würde sie aufbrechen, auch wenn er sich damit noch Zeit ließ.

Sie hatte einen der alten Holzstühle zertrümmert und von dem abgesplitterten Holz einen Keil unter die Tür geschoben.

Das würde ihn nicht lange aufhalten. Wenn sie nur das Bett davorschieben könnte. Aber es war so schwer, dass sie es keinen Millimeter hatte bewegen können. Und dann hatte sie festgestellt, dass es an der Wand festgeschraubt war. Und außer dem Bett hatte sie nur den Stuhl gehabt und einen kleinen Tisch. Was sie tat, war zwecklos, aber irgendetwas musste sie tun, wenn sie schon nicht hier wegkam.

Der Keil bewegte sich. Er hämmerte von der anderen Seite dagegen. Sie presste sich in die Fensternische, wickelte sich in den Vorhang ein und wusste doch, dass es ihr nicht helfen würde. Gleich würde er reinkommen. Sie schloss die Augen, presste die Stirn auf die Knie, die sie umschlang. Noch kleiner konnte sie sich nicht machen.

Sie hörte das schabende Geräusch, das die sich öffnende Tür verursachte, und wusste, dass er drin war.

Charlotte war Dr. Wedel wirklich dankbar, dass er die Obduktion so schnell angesetzt hatte. Er hatte wohl im Moment nicht so viel zu tun. Vielleicht waren ja am Wochenende einfach mal weniger Leute gestorben. Sie hasste es nämlich, untätig herumzusitzen, und solange sie keine Informationen über die Todesumstände und Identität eines Opfers hatte, blieb ihr kaum etwas anderes übrig, als untätig herumzusitzen. Schliemann war noch dabei, die Vermisstenlisten zu überprüfen, bis jetzt aber ohne Ergebnis.

Es war kurz vor zwölf, als sie das Büro von Frau Schneider, Wedels Assistentin, betrat. Frau Schneider war eine magere, farblose Person in den Dreißigern, mit blondem Kurzhaarschnitt und dünnen Lippen, die ihren Chef anbetete und Charlotte nicht mochte, weil Wedel sie mochte. Sie hob die Augenbrauen, als Charlotte eintrat und höflich grüßte.

»Ist Dr. Wedel schon fertig?«, fragte sie dann und setzte sich unaufgefordert auf den Stuhl, der vor Frau Schneiders aufgeräumtem Schreibtisch stand.

Frau Schneider nahm die Brille ab und klappte ihr Notebook

zu. »Nein, Sie können gerne runtergehen und ihm Gesellschaft leisten.«

Charlottes Mundwinkel zuckten. »Lieber nicht, ich warte hier, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Frau Schneider nahm Anlauf zu einer schnippischen Erwiderung, die Charlotte aber erspart blieb, denn in diesem Moment kam – oder sollte man besser sagen, quälte sich – Dr. Wedel durch die Tür. Als er Charlotte sah, zog sich ein breites Grinsen über seine Hamsterbacken.

»Frau Wiegand«, begrüßte er sie, »haben Sie sich mal wieder gedrückt?«

»Wovor gedrückt?«, fragte Charlotte unschuldig. »Konnte nicht eher kommen.«

Sie hatte in ihrem Leben genug Obduktionen gesehen, um zu wissen, dass es sie keinen Schritt weiterbrachte, wenn sie wusste, wie ein Opfer von innen aussah. Alles Wichtige konnte sie ja in den Berichten nachlesen.

»Na klar.« Wedel, der natürlich wusste, dass Charlotte nicht erpicht darauf war, seinen Leichenfleddereien zuzusehen, lachte, dass sein ganzer Oberkörper wackelte. Er legte Frau Schneiders Diktiergerät auf den Tisch und Charlotte den Arm um die Schulter. »Dann kommen Sie mal mit, der Bericht ist zwar noch nicht fertig, das macht unsere Frau Schneider jetzt, aber ich kann Ihnen ein bisschen was erzählen. Und«, er klopfte auf Charlottes Arm, »wenn ich schon so schnell bin, können Sie aber wirklich mal einen ausgeben, Frau Hauptkommissarin.«

Er zwinkerte seiner Assistentin zu und schob Charlotte durch die Tür.

Da hatte er allerdings recht, dachte Charlotte und nahm sich vor, ihm wirklich mal einen guten Riesling vorbeizubringen. Sie wusste, dass er den für sein Leben gern trank. In seinem Büro musste Charlotte stehen, weil es keine Möglichkeit gab, sich hinzusetzen. Alles, was auch nur entfernt als Sitzmöbel durchging, war mit Büchern, Zeitschriften oder Akten oder allem zusammen belegt. Charlotte verschränkte die Arme und sah Dr. Wedel zu, wie er sich ächzend auf seinen Stuhl fallen ließ und die Brille abnahm.

»Also«, begann er, »Ihre Tote war mindestens sechzehn, höchstens achtzehn und starb an einer ausgedehnten Hirnblutung infolge einer Aneurysma-Ruptur.«

»Aneu... was?«

»Aneurysma. Das ist eine Aussackung eines Gefäßes. Man kann damit steinalt werden, aber auch jung sterben – wie Sie sehen.«

»Dann ist die Frau gar nicht ermordet worden?«

»Tja«, Wedel faltete die Hände und legte sie auf seinen ausladenden Bauch, »das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Es kann aber sein, dass die Ruptur durch den Schlag auf den Kopf entstanden ist und so die Hirnblutung ausgelöst hat.«

»Ja was denn nun?«, fragte Charlotte, stemmte die Hände in die Hüften und sah sich um. Vielleicht hatte sie ja einen Hocker übersehen. Sie hätte sich gern hingesezt, um diese Neuigkeit angemessen zu verarbeiten. »Und was ist eine Ruptur?«

»Das ist ein Riss in der Gefäßwand. Sie müssen sich ein Aneurysma wie einen Ballon vorstellen, der an einer Ader hängt und durch den das Blut fließt. Es gibt Leute, die ihr Leben lang ein Aneurysma hatten, ohne es zu wissen. Gestorben sind sie dann oft an ganz anderen Sachen. Aber man kann eben auch Pech haben, dann platzt der Ballon oder reißt und, wenn es sich – wie in diesem Fall – um ein Hirn-Aneurysma handelt und die Blutung nicht schnell gestoppt wird, dann ist aus die Maus.«

»Hm.« Charlotte zupfte gedankenverloren an ihrer Unterlippe. »Und wie entsteht so ein Ding?«

Dr. Wedel öffnete die Hände und blickte gegen die Zimmerdecke. »Wenn wir das wüssten.«

»Also ...«, Charlotte zögerte, »... also könnte theoretisch jeder, auch ich, mit so einem Ballon rumlaufen?«

Dr. Wedel beugte sich über den Schreibtisch, so weit sein Bauch es erlaubte. »Aber ja. Außerdem hatte die Frau eine ausgedehnte gutartige Hautwucherung auf der linken Schulter.«

Charlotte nahm einen tiefen Atemzug und stützte die Hände auf den Aktenordnern und Büchern auf Wedels Schreibtisch ab. Er blickte zufrieden zu ihr hinauf.

»Kann es sein, dass diese Wucherung etwas mit ihrem Tod zu tun hat?«

»Das glaube ich eher nicht. Das sind Keloide, Gewebswucherungen, die nach Wunden oder Infektionen entstehen können. In diesem Fall wahrscheinlich eine Brandwunde, vielleicht auch Verätzung.«

»Also nicht von Geburt an?«

»Nein. Wie alt die Wucherungen sind, kann ich nicht sagen.«

»Und was ist mit der Kopfwunde?« Charlotte verlagerte ihr Gewicht. Es war unbequem, im Stehen mit einem Sitzenden zu diskutieren, aber Dr. Wedel war das wohl egal, wenn er es überhaupt zur Kenntnis nahm.

»Die Kopfwunde ist ihr kurz vor ihrem Tod mit einem runden, länglichen Gegenstand zugefügt worden, aber sie kann auch einfach gestürzt sein, denn die Wunde ist seitlich am Kopf. Auf jeden Fall war sie nicht die Todesursache. Höchstens indirekt, wie ich schon sagte.«

»Hm«, überlegte Charlotte, »dann muss sie sich mit jemandem gestritten haben.«

»Das denke ich auch.«

»Was sagen die Zähne?«

»Ja, die Zähne sind ein echtes Trauerspiel. Stehen kreuz und quer. Eine Kieferkorrektur hatte sie nicht. Aber Karies auch nicht, zwei Amalgamplomben in den unteren Backenzähnen. Nichts Außergewöhnliches.«

»Na klasse«, murmelte Charlotte. Da konnten sie nur hoffen, dass irgendwer das Mädchen erkannte oder die Narbe ihnen weiterhalf, wenn Zähne und Fingerabdrücke keine Anhaltspunkte lieferten.

Dr. Wedel stand auf. Charlotte hatte sich schon gewundert, dass er ihr heute so viel Zeit widmete. Entweder waren ihm wirklich die Toten ausgegangen, oder er wurde alt und gelassen.

»Den Bericht faxen wir dann«, sagte er, hielt dann plötzlich inne und lächelte wie ein Breitmaulfrosch. »Fast hätte ich es vergessen. Etwas Besonderes hab ich schon noch an Ihrer Leiche entdeckt ...«

»Na und? Was?«

»Die Frau hat vor etwa zwei bis drei Wochen ein Kind geboren.«

»Ach«, sagte Charlotte schwach.

»Aber sie scheint nicht gestillt zu haben«, fuhr Wedel fort.

»Nicht?«

»Nein. Dann gäbe es Spuren an den Brustwarzen. Die Kleinen sind nämlich nicht zimperlich beim Trinken.« Er stieß ihr kumpelhaft in die Seite.

Charlotte brauchte ein paar Sekunden, um diese Information zu verdauen. »Aber wo ist dann das Kind?«

»Gute Frage«, sagte Wedel, nahm ihre Hand und führte sie zur Tür. »Vielleicht sollten Sie nach ihm suchen. Am besten, Sie fangen gleich damit an.«

Damit öffnete Wedel die Tür, aber Charlotte hatte noch eine Frage, wusste nur nicht, wie sie sie am besten loswerden konnte.

»Äh ...«, begann sie, »diese ... dieses Aneudingsda. Wie findet man raus, ob man so was hat?«

Dr. Wedel brach in schallendes Gelächter aus. »Unsere furchtlose Frau Hauptkommissarin hat Angst um ihre Gesundheit.« Er rieb sich die Augen und schob Charlotte zur Tür hinaus.

»Hat dieses Ding was mit der Schwangerschaft zu tun?«, wollte Charlotte noch wissen.

»Nein, eher nicht.« Wedel tätschelte ihre Hand und schloss die Tür. Eine Antwort auf die andere Frage blieb er ihr schuldig.

Als Charlotte allein auf dem kahlen Flur stand, überkam sie ein mulmiges Gefühl. Dr. Wedel hatte recht. Sie wurde zunehmend empfindlich, was ihre eigene Gesundheit anbelangte. Das lag wohl daran, dass Frau eben nicht jünger wurde. Andererseits hatte sie doch gerade erst die vierzig überschritten. Charlotte kam zu dem Schluss, dass sie manche Sachen eigentlich gar nicht wissen wollte, und beeilte sich, diesen einsamen langen Korridor, der so atemberaubend nach Reinigungsmitteln roch, schleunigst zu verlassen.

Die Besprechung um fünf verlief turbulent, denn jetzt suchten sie nicht nur nach einem Namen für die Tote, sondern auch noch nach einem Neugeborenen.

»Sie muss aus irgendeinem Krankenhaus abgehauen sein. Vielleicht war sie ja sogar in Behandlung wegen dieses Ballons im Kopf«, sagte Bremer wenig pietätvoll.

»Oder sie fühlte sich mit dem Kind überfordert und hat es irgendwo abgegeben. So was passiert ja nicht so selten.«

Charlotte überlegte. »Oder sie hat sonst was damit angestellt. Das will ich mir gar nicht vorstellen.«

»Bei der Babyklappe ist jedenfalls kein Kind abgegeben worden und auch bei keinem Krankenhaus oder im Kinderheim. Die melden das ja dann auch sofort«, meinte Bremer.

»Vielleicht war sie auch einfach nicht ganz richtig im Kopf.« Hohstedt, der die ganze Zeit durch Schweigsamkeit aufgefallen war, saß gelangweilt am Tisch und spielte mit seinem Bleistift. Alle sahen ihn verwundert und ein bisschen vorwurfsvoll an. »Na ja, so abwegig ist das ja wohl nicht.« Er glaubte wohl, sich rechtfertigen zu müssen. »Welche Frau rennt denn schon mitten in der Nacht in Nachthemd und Badetuch durch die Stadt?«

»Eine, die auf der Flucht ist?« Maren Vogt, die Hohstedt nicht mochte, warf ihm einen abfälligen Blick zu.

Charlotte räusperte sich. »Wir können beides nicht ausschließen«, sagte sie, um die Atmosphäre ein bisschen zu entspannen.

»Oder«, Schliemann hatte auch eine Idee, »irgendeine Verrückte hat ihr das Kind geklaut, und sie ist hinterher. Das wäre zumindest eine Erklärung für ihre Kleidung und auch für die Wunde am Kopf. Sie haben sich um das Kind gebalgt.«

»Das ist gar nicht so unwahrscheinlich«, Charlotte nickte anerkennend, »aber warum hat sie dann nicht um Hilfe geschrien? Irgendwer hätte sie doch in der Innenstadt gehört, auch wenn es dort fast nur Büros und keine Wohnungen gibt.« Charlotte trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Aber vielleicht hatte sie ja auch einen guten Grund, nicht zu schreien. Vielleicht hat sie sich versteckt.«

Die anderen nickten.

»Seltsam«, murmelte Charlotte, »mehr als seltsam. Wo sollen wir jetzt nach diesem Kind suchen?«

Sie stand auf. »Wir werden uns morgen mit dem Jugendamt

unterhalten. Vielleicht können die uns weiterhelfen. Außerdem veröffentlichen wir das Bild der jungen Frau. Darum kümmerst du dich bitte, Thorsten. Irgendjemand wird sich doch an eine Frau erinnern, die nachts nur mit einem Nachthemd bekleidet durch die Innenstadt läuft, auch wenn dort um die Uhrzeit tote Hose ist. Außerdem werden wir uns morgen alle Wedels Bericht vornehmen.«

Als Charlotte um kurz vor sieben ihre Wohnungstür aufschloss, stutzte sie. Irgendetwas war anders als sonst. Sie stand in der offenen Tür und horchte. Die Wohnzimmertür war geschlossen, und offensichtlich lief der Fernseher nicht. Das war sonderbar, denn der war in den letzten Wochen seit Bergheims Malheur, wie Charlottes es heimlich nannte – Bergheim nannte es verdammtes Pech –, ständig in Betrieb gewesen.

Jan, ihr Stiefsohn, war anscheinend noch nicht zu Hause, denn seine Zimmertür stand offen, und das tat sie nicht, wenn er sich in seiner Höhle aufhielt. Meistens war er auch nicht allein. Charlotte hatte aufgehört, sich Gedanken darüber zu machen, was der Bengel da alles trieb, wenn eine von seinen Freundinnen bei ihm übernachtete. Sie hoffte nur, dass sie über achtzehn waren und – von Alkohol mal abgesehen – nicht mit Drogen herumexperimentierten.

Sie schloss die Wohnungstür und schnüffelte. Jetzt wusste sie, was anders war. Es roch – nein, es duftete – nach Backwerk. Das hatte es in dieser Wohnung noch nie getan, denn weder sie noch Bergheim hatten Zeit zum Backen. Nicht mal Kekse zu Weihnachten hatte man in diesen vier Wänden jemals zubereitet. Jedenfalls nicht, seit sie hier wohnte. Charlotte ging in die Küche, sah sich um und schluckte. Anscheinend hatte Rüdiger endlich eine Beschäftigung gefunden. Die Küche war blitzblank und in der Röhre steckte ... ein Streuselkuchen. Und unter den Streuseln versteckte sich irgendein rotes Obst, Kirschen oder Johannisbeeren.

»Rüdiger!«, rief sie, ging zum Wohnzimmer und riss die Tür auf.

Was sie sah, verschlug ihr für einen Moment die Sprache.

Auf dem Ledersofa lag Rüdiger und schien zu schlafen, und in dem Sessel daneben saß ihre Mutter. Sie legte den Zeigefinger an die Lippen, klappte leise das Buch zu, in dem sie gerade gelesen hatte, und kam auf Zehenspitzen auf ihre Tochter zu. Sie schob Charlotte in den Flur und schloss die Tür.

»Mama ...«, stotterte Charlotte, »wie ... was ...?«

»Kind«, flüsterte ihre Mutter, nahm ihr Gesicht in beide Hände und gab ihr einen Kuss auf den Mund. Dabei drückte sie die Wangen ihrer Tochter derart zusammen, dass Charlotte einen Schmolmund bekam, was sie hasste, schon immer gehasst hatte.

»Mama«, flüsterte sie ungehalten, »wo kommst du denn her?« Dann zog sie die Stirn kraus. »Ist Papa auch hier?«

»Komm«, sagte Mama, »lass uns in die Küche gehen, dein Mann ... äh ... oder dein Lebensgefährte schläft. Wir sollten ihn nicht wecken, er braucht sicher die Ruhe.«

»Allerdings«, schnaubte Charlotte, die argwöhnte, dass Rüdiger sich tot stellte.

In der Küche sah Mutter Wiegand zuerst nach dem Kuchen, der herrlich duftete. Dann nahm sie ein Glas, füllte es mit Leitungswasser und trank. Charlotte wartete. Irgendwas stimmte doch hier nicht.

»Mama? Ist was mit Papa?«, fragte sie jetzt besorgt.

Ihre Mutter goss den Rest des Wassers in den Ausguss und drehte sich um.

»Dem geht's gut«, sagte sie schroff, »wahrscheinlich viel zu gut«, fügte sie leise hinzu. Ihr Kinn zitterte.

»Mama ...« Charlotte wartete.

»Dein Vater hat ... eine andere«, schluchzte die und brach in Tränen aus.

»Wie bitte?«

»Ja, du hast richtig gehört«, stieß ihre Mutter hervor. »Ich werde mich scheiden lassen!«

Charlotte schluckte. Das konnte doch nicht wahr sein! Ja, ihr Vater war ein alter Schwenenöter, das wusste sie, deswegen war sie selbst Männern gegenüber auch immer misstrauisch gewesen. Aber er war doch mittlerweile ... zweiundsiebzig.

Oder dreiundsiebzig? Charlotte stellte zu ihrer Bestürzung fest, dass sie das Geburtsjahr ihres Vaters vergessen hatte.

Sie führte ihre Mutter zum Tisch und drückte sie auf einen Stuhl. Dann holte sie die Flasche Grappa aus dem Schrank, füllte zwei Schnapsgläser, schob ihrer Mutter das eine hin und kippte den Inhalt des anderen hinunter. Dann setzte sie sich ihrer Mutter gegenüber, stützte das Kinn in die Hände und wartete geduldig, bis die sich so weit beruhigt hatte, dass sie vernünftig reden konnte. Das dauerte zehn Minuten.

In der Zwischenzeit ging der Fernseher im Wohnzimmer wieder an. Aha, dachte Charlotte, Rüdiger hat genug geruht und ist wieder auferstanden von den Toten. Ihre Mutter sprang auf, riss ein Küchenpapier von der Rolle ab, schnäuzte sich und sah nach dem Kuchen.

»Der braucht noch«, schniefte sie und setzte sich wieder hin.

»Nun erzähl schon«, drängte Charlotte. Sie konnte nicht glauben, was sie da gehört hatte. »Wieso glaubst du, dass Papa fremdgeht? Weiß er überhaupt, dass du hier bist?«

Mutter Wiegand schüttelte den Kopf. »Nein, weiß er nicht, und soll er auch nicht wissen.« Sie drohte ihrer Tochter mit dem Zeigefinger. »Wehe, du sagst es ihm!«

Charlotte antwortete nicht.

»Also ... dein Vater hat plötzlich wieder angefangen, Tennis zu spielen. Tennis! Das hat er seit ... ach bestimmt zwanzig Jahren nicht mehr gemacht!«

»Und? Ist das alles, was ihn verdächtig macht?«

»Nein. Er ... ist so schweigsam geworden. Wir reden gar nicht mehr miteinander, und außerdem ist er andauernd unterwegs. Alles in allem ... es ist alles wie damals, als ... na du weißt schon.«

Ja, Charlotte wusste, worauf ihre Mutter anspielte. Auf den hoffentlich einzigen Fehltritt, den ihr Vater sich in dieser Beziehung jemals geleistet hatte. Monique. Schon der Name war eine Zumutung gewesen. Und die Frau sowieso. Kaum zwanzig und, na ja, so dumm, dass sie Solschenizyn für ein russisches Eintopfgericht hielt. So jedenfalls hatte Mutter Wiegand sie in einem Wutanfall beschrieben.

Das war lange her, Charlotte war damals zehn Jahre alt gewesen. Ihr Vater hatte Monique auf der Hochzeitsfeier einer Nachbarin kennengelernt und gleich darauf komplett den Verstand verloren, wie ihre Mutter es nannte.

Die »Affäre« hatte genau drei Wochen gedauert, dann hatte ihre Mutter die Koffer gepackt und war verschwunden. Charlotte und ihre Schwester Andrea waren daraufhin zur Polizei gegangen und hatten ihre Mutter als vermisst gemeldet. Das hatte diverse Nachforschungen verschiedener Behörden zur Folge gehabt, was den Papa dann tatsächlich das Fürchten lehrte. Nach einer Woche war Mutter wieder daheim gewesen und Vater zerknirscht genug, zu Kreuze zu kriechen. Charlotte wusste, dass ihre Mutter ihrem Mann verziehen hatte, aber alles vergessen? Nein, das konnte sie nicht.

»Mit anderen Worten«, fuhr ihre Mutter fort und spielte mit dem Papiertuch, »er ist ein Weiberheld. Ich hab's ja immer gewusst.«

»Mama, jetzt übertreibst du aber«, wandte Charlotte ein und klopfte mit dem Glas auf den Tisch. Aber ihre Mutter hörte gar nicht zu. »... ich hab ja gedacht, er wird schon ruhiger werden, aber nichts da. Es wird immer schlimmer, je älter er wird. Er sollte sich schämen!«

Charlotte hörte, wie die Wohnungstür aufging. Jan kam heim.

Ihre Mutter schien ihren Kummer augenblicklich vergessen zu haben und sprang auf.

»Jan!«, rief sie und rannte ihrem Stiefenkel freudig entgegen. Der ließ erstaunt die Tür wieder zufallen und ließ die Umarmungen seiner Stiefoma stoisch über sich ergehen.

»Hey, Oma«, murmelte er, »riecht's hier nach Kuchen?«

»Hach, herrje.« Mutter Wiegand rannte zurück in die Küche, wo sie den Kuchen aus der Röhre nahm. Charlotte ging ins Wohnzimmer, wo Bergheim offensichtlich mies gelaunt auf dem Sofa hockte und sich durch die Programme zappte. Sein kranker Fuß lag auf dem Couchtisch.

»Seit wann ist sie hier?«, fragte Charlotte.

»Seit ewig!«, hauchte er kraftlos.

»Wenn du keinen Kuchen zum Abendessen willst, sollten wir Essen gehen.«

Bergheim schälte sich aus dem Polster. »Okay, wohin?«

Charlotte sammelte ihre Familie ein und kutscherte sie zum »Alexander«, einer urigen Kneipe, nicht weit vom Schauspielhaus entfernt. Das war von der List aus nicht weit, und man konnte dort günstig eine Familie verköstigen. Den Kuchen würden sie dann zu Hause zum Nachtsch essen.